

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 75 (2010)
Heft: 2

Artikel: Hebels Kalenderschoppen oder Zürich, im August 1805 : der Basler Hebelstiftung gewidmet
Autor: Knellwolf, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luther aber fragte: «Was ist ein Kriminalroman?» «Ein Kriminalroman», erklärte Patricia Highsmith, «ist eine Geschichte, die durch das in Gang kommt, was Menschen einander antun, nämlich ungefähr alles, was Ihr Gott verboten hat.» «Interessant», sagte Luther und hörte zu essen auf, «sind Sie Theologin?»²

Genau so sei das nämlich in den biblischen Geschichten, fügt er hinzu. Durch nichts anderes käme die irdische Geschichte in Gang als durch den Sündenfall, wo Menschen taten, was Gott verboten habe. Einzig die göttliche Gnade, so lässt sich Luthers Fazit zusammenfassen, hat verhindert, dass die Menschheit nicht an sich selbst zu Grunde gegangen ist. Krimis und die göttliche Gnade der Weihnachtsgeschichte – diese Textpassage ist

in der Tat eine poetologische Schlüsselstelle für Knellwolfs Werk. Luther und Highsmith finden sich wider Erwarten zum angeregten Gespräch und trinken zunehmend entspannt zusammen ein Bier. Am Schluss zeigt ihr Luther, wer im Speisesaal sonst noch zu den Verwandten im Geiste gehört. Drei Mal dürfen Sie raten, auf wen er zeigt. Nicht nur auf Jonathan Swift und Jeremias Gotthelf, nein, da sitzt an einem Nebentisch auch noch dieser protestantische Prälat aus Karlsruhe, der den Kalender «Der Rheinländische Hausfreund» gemacht hat. Und man kann sich gut vorstellen, dass Frau Highsmith an einem andern Abend mit diesem Tischgenossen ins angeregte Gespräch kommt, allerdings wohl eher bei einem Schöppllein Wein...

Anmerkungen

- ¹ Johann Peter Hebel: Briefe. Hrsg. von Wilhelm Zentner. Karlsruhe: Verlag C.F. Müller 1957, Bd. 1, S. 347.
- ² Ulrich Knellwolf: Doktor Luther trifft Miss Highsmith. Geschichten. Zürich/Frauenfeld: Nagel&Kimche 1998, S. 8 f.

Ulrich Knellwolf

Hebels Kalenderschoppen oder Zürich, im August 1805

Der Basler Hebelstiftung gewidmet

Das Wetter war schlecht, die Laune des Gastes auch. Nicht einmal die Tatsache, dass er seine zwei Begleiter für den ganzen Tag los war, vermochte ihn aufzuheitern. Was übrigens hiess seine Begleiter? Im vorliegenden Fall war richtigerweise er, der Präzeptor, allem Prä zum Trotz, der Begleiter zu nennen. Denn schliesslich wurde die Reise nicht seinetwegen, sondern zum Zweck vertiefter Bildung der zwei jungen Barönchen von Mentzin-

gen unternommen. Eine Bildungsreise! Wenn sie nur etwas williger wären, sich bilden zu lassen. Aber offen gesagt waren es zwei adlige Dumpfköpfe, einer uninteressierter als der andere an dem, was der Herr Professor ihnen vorschulmeisterte von alten Geschichten aus alten Zeiten und alten Städten. Und eben: Das «Herr Professor» tönte aus ihrem Mund eher wie «He du, Kammerdiener».

Doch für heute war er sie los. Frühmorgens schon hatte ein Ruderschiff sie abgeholt. Sollte sie seeaufwärts nach Zollikon führen zum Landgut der Familie Hirzel, welche bis vor acht Jahren, als die Franzosen das Zürcherische Zunftregiment über den Haufen warfen, in diesem kräftig mitgeredet hatte. Man traf sich sozusagen auf demselben gesellschaftlichen Parkett. Der junge Hirzel, ähnlichen Alters wie die beiden Mentzingen, hatte eingeladen, ohne Präzeptor wohlverstanden, man wollte unter sich sein. Hebel hoffte, dass es wenigstens den zwei etwas jüngern Hirzelschen Töchtern gelang, die Nebeldecke aus Desinteresse und Beschränktheit in den adligen Gehirnen ein Weniges zu lichten. Er würde es ihnen danken. Was für ein Esel war er wieder einmal gewesen, auf eine blaublütige Zumutung mit «Ja gern» statt mit einem entschiedenen «Nein danke» zu antworten!

Wenn er am Morgen noch geglaubt hatte, ein Besuch bei Salomon Hess, Pfarrer am St. Peter, wo er Nachfolger Lavaters war, könnte ihn erquickern, dann hatte er sich den falschen Finger verbunden. Lavater selbst war ja vor vier Jahren ziemlich elend gestorben an der Kugel, die ihm vor der eignen Haustür ein betrunkenen französischer Soldat zwischen die Rippen geschossen hatte. Die Ärzte wagten die Kugel nicht zu entfernen, das Loch im Leib begann zu schwären und zu eitern, wie wenn Lavater der alte Hiob wäre. Zwar liess der Prädikant sich zweimal noch sonntags der Predigt halber auf die Kanzel tragen. aber beim zweiten Mal erstickten die Worte schon im Gekarchel der kaputten Lunge. Dann hörten Nachbarn und Herzugelaufene während Wochen die Schmerzensschreie aus dem Schlafgemach, bis der Lärm am Berchtoldstag verstummte, weil der Tod Lavater endlich gefunden hatte.

Das alles hatte ihm am Vormittag des Langen und Breiten Salomon Hess erzählt, der viel über zürcherische Kirchenhistorie schrieb, blass und blutleer, wie er selber war. Hebel kannte die Geschichte, sie hatte in halb Europa die Runde gemacht, und seither waren einige Leute eifrig daran, Lavater zu einem zürcherischen Christus zu erhöhen. Davon wollte Herr Hess in seinem metaphernlos altbackenen Realismus freilich nichts wissen.

Hebel hatte ihn nicht dieser Geschichte wegen aufgesucht, sondern weil er hoffte, Eingehenderes über die Reise nach Dänemark im Jahr 1793 zu vernehmen, wo Lavater dem Apostel Johannes zu begegnen erwartet hatte, welchem im Neuen Testament geweissagt wurde, er sterbe nicht, bis Christus wiederkomme.

«Er soll ja, als im Hamburger Hafen die Kutsche samt Passagieren mit einem Kran vom Elbfloss an Land gehievt wurde, zu singen begonnen haben in der Meinung, nun fahre er wie der Prophet Elia im Wagen gen Himmel.»

Herr Hess hatte in den Zinnbecher mit dem sprichwörtlich sauren Roten, den sie hier Klevner nannten, geblickt und geantwortet: «Nun ja, mein Vorgänger hatte allerlei Ideen. Vor allem war er sein Leben lang auf der Jagd nach Wundern, die ihm die Wahrheit des Glaubens beweisen sollten.»

Zurück im ehrenwerten Gasthaus Schwert dachte er an Goethe, dem er es ein wenig übel nahm, dass er in der ansonsten sehr freundlichen Besprechung der Alemanischen Gedichte geschrieben hatte, er, Hebel, verbauere das Universum. Aber was sollte es. Das ging auf die Rechnung des Frankfurter Ratsherrensohns, der sich auf seine Altbürgerlichkeit nicht

weniger einbildete als die jungen Herren Mentzingen auf ihre Junkerherrlichkeit, und der das Landleben nur aus Büchern kannte. Im Schwert hatte Goethe vor acht Jahren genächtigt, und Lavater hatte sich bemüht, ihn zu sehen. Doch der andere war ihm, was in der nicht grossen Stadt einem Kunststück gleichkam, aus dem Weg gegangen, so gründlich, dass Lavater schliesslich eine Kreide genommen und einen Gruss auf Goethes Zimmertür geschrieben hatte. War's der Physiognomiker, der Goethe auf die Nerven ging? Oder einfach die geschwätzig zudringliche Missioniererei? Wohl beides, war ja schliesslich beides eins. Musste sich mit Seelenfangen der Ungewissheit der eignen Seele erwehren und wollte aus stumpfer Nase oder spitzem Kinn gewissermassen die Praedestinatio specialissima lesen, als wären's Texte.

Waren sie's nicht? Selbstverständlich waren Nasen und Kinne Texte. Ganze Bücher sogar, die Geschichten zu lesen gaben dem, der lesen konnte. Doch wer konnte lesen? Was war die Fibel, die's einen lehrte?

Hebel bestellte nicht Kaffee mit Rahm, dem sie hier «Nidel» sagten, sondern einen Schoppen Räuschling, weissen Zürichseewein, von dem er hoffte, er sei weniger sauer als der rote, dazu die Zürcher Zeitung, und setzte sich so, dass er durchs eine Fenster auf die Limmat sah mit dem düster gestrengen Rathaus gegenüber und durchs andere Fenster auf den Weinplatz vor dem Gasthaus, wo, heute grau und verregnet, Wochenmarkt war.

Die Zeitung berichtete von Russlands und Englands Bemühungen um Zuzug für ihre Koalition gegen Napoleon und von Napoleons dadurch provozierten und dankbar sich provozieren lassenden

Kriegsvorbereitungen. Hebels Laune drinnen hellte sich so wenig auf wie das Wetter draussen. Wieder Krieg! Er hasste nichts so sehr wie Krieg. Und er hasste Napoleon, weil er fortwährend Krieg anzettelte. Es war zum Verleiden. Er faltete die Zeitung zusammen.

In der untern Ecke der letzten Seite wurde schon der Appenzellerkalender auf das nächste Jahr angekündigt. Sobald er in Karlsruhe zurück war, musste er sich endlich um den Badischen Kalender kümmern, der lebensgefährlich an der Auszehrung litt.

«Ist dieser Stuhl frei?», fragte einer, und setzte sich neben ihn, ohne Hebels Antwort abzuwarten. Keiner von hier, französischer Akzent, schätzungsweise Mitte zwanzig. Offizier in Zivil, dachte Hebel. Und da ihm plötzlich ums Plaudern war, fragte er: «Erlauben Sie: Sind Sie Elsässer?»

«Non, Monsieur, Vaudois», lachte der andere, erhob sich, deutete Achtungsstellung an und sagte: «Oberst Jomini, Adjutant von Maréchal Ney. Privat auf Durchreise in Zürich.»

«Ach», staunte Hebel, und beeilte sich zu antworten: «Johann Peter Hebel, Lehrer am Gymnasium in Karlsruhe. Wenn Sie mit solch hohen Leuten Umgang haben, dann kennen Sie bestimmt auch den Kaiser Napoleon von Angesicht.»

«Das kann man wohl sagen.»

«Und, wie ist er?»

«O, der Kaiser Napoleon ist – wie soll ich es nennen – sehr freundlich.»

«Und doch fürchten wir alle ihn ein wenig», sagte Hebel.

«Das ist nicht recht. Ich erzähle Ihnen eine Geschichte, Monsieur. Sie wissen, dass der Kaiser Napoleon als junger Offizier auf der Kriegsschule in Brienne war. Dieses Frühjahr kam er nach langer Zeit wieder einmal nach Brienne. Am Markt stieg er aus der Kutsche und fragte eine Fruchtehändlerin, ob der Kaiser schon eingetroffen sei. Nein, sagte die Frau. Ob sie ihn denn kenne? Gewiss kenne sie ihn. Als er hier auf der Kriegsschule gewesen sei, habe sie ihm manches Körbchen mit Früchten verkauft. Und ob er denn auch immer bezahlt habe? Keinen Sou sei er schuldig geblieben. «Das lügt ihr», rief da Napoleon. «Ich weiss es, ich bin der Kaiser. Ich schulde euch noch» – und nannte die Summe und liess seinen Begleiter der Frau ein Vielfaches überreichen, versprach, ihr Haus in Stand zu stellen und ihre Kinder auf seine Kosten schulen zu lassen. Das, Monsieur, ist der Kaiser Napoleon, vor dem Sie sich fürchten. Aber da kommt mein Begleiter. Au revoir, professeur», sagte der Oberst Jomini, stand auf, verbeugte sich leicht und ging.

Hebel trank seinen Schoppen aus. Die kleinen Geschichten, dachte er. Es sind die kleinen Geschichten, in denen die Liebe und die Hoffnung steckt. In den grossen die Tragödie, in den kleinen die

Hoffnung. In den hohen das Gesetz, das tötet, in den niedrigen das Evangelium, das lebendig macht. «Verbauert», hatte Goethe mit der Ironie des Grossen gegenüber dem Kleinen geschrieben. Mit der Ironie der Tragik gegenüber der Verheissung. Die kleinen Geschichten, das, was zwischen den grossen Geschichten herunterfällt. Der Tagelöhner, der den Schatz im Acker findet. Der Hirt und sein wiedergefundenes Schaf. Die Brosamen vom Tisch der Grossen. Kalendergeschichten! Das Inkognito des Kaisers. Die Bibel lehrt's lesen. Sie macht die Physiognomien kenntlich. Die Bibel ist die Fibel.

«Bibelfibel, Fibelbibel», sang er leise vor sich hin.

«Haben Sie gerufen?», fragte der Kellner.

«Nein», sagte Hebel. «Aber da Sie schon hier sind, könnte ich zahlen.»

Bibelfibel, Fibelbibel. Und der Kalender das Exempelheft dazu. Hatte er ein Räuschlein vom Räuschling? Ihm war, draussen breche die Sonne durchs Gewölk und der Markt auf dem Weinplatz sei farbiger als vorher.

Hans G. Nutzinger

Hebels Geburtshaus ist in Basel – nicht in Hauingen

Da ich schon seit mehreren Jahrzehnten ausserhalb meiner Wiesentäler Heimat lebe, erreichen mich Nachrichten von dort meist mit einiger Verzögerung. Das gilt auch für gelegentliche Artikel über den vermuteten Hebel-Geburtsort Hau-

ingen, in dem ich selber vor 64 Jahren geboren bin. Quelle für diese Vermutung ist immer das Büchlein «Kleine Geschichte der Stadt Lörrach» von Gerhard Moehring. Dessen Hauptquelle für den angeblichen Geburtsort Hauingen wie-